

Musk.

Von
C. G. Barnia.

(Nachdruck verboten.)

Bewegungslos, hauchlos brannten die Kerzen in der schlichten Sommerstube, spiegelten sich in den lackfarbenen Flächen des Stügels, pendelten leicht dem Gemir der Noten, pendelten leicht dem Spieler, der seine Finger über das Dominio der schwarzweißen Tasten gleiten ließ.

Und das Zimmer war so dunkel und so weit, schien sich in nachschwarzer Ferne zu verlieren.

In dieser Unendlichkeit saßen die drei Freunde des Spielers, versunken in schwere Seufzer, und starrten auf die Kerzen des Stügels. Und ihre Gesichter leuchteten weich im Widerschein des Kerzenlichtes aus dem Dunkel des Zimmers.

Er spielte Beethoven... die Mondschöne. Weile und weile, wie flüssiges Silber tropften die Klänge. Und er erbeute und zitterte auf dem Klavierstuhl, wand sich wie unter dem Drucke festerer Schmerzen, sein Gesicht glüht dem Antlitz eines Menschen, der unter Krämpfen stöhnt. Schweiß und Entsetzen durchdringt die Stirn — so brannten seine Augen sich in die Noten ein. Er mußte er seinen Schweiß ansetzen.

Die drei anderen saßen nicht ihn, den Leidenden, saßen nicht die Klänge. Sie saßen nicht den Wind, der durch die Fenster wirbelnd ins Zimmer sprang, wie ein toller Junge mit dem Kerzenlicht umging, es flackern und zittern machte.

Der eine sah den Mondschein tropfen, fließen, unendlich sich ausbreiten. Sah die Welt in fahlem Silber, hörte den Sphärenklang der Mondlichtstrahlen. Kling... kling klingling... Er hörte Götter läuten, seine Ahnen künden.

Der andere sah aus dem Dunkel ihn herausheben, den Meister mit der mächtigen Stirne. Sah ihn umgeben von einem Glanz, der blenden machte. Er schloß die Augen und sah ihn doch noch, sah ihn wachsen, alles überharten, sich ins Riesig-leberrnische dehnen. Beobachten erdrückt ihn mit seinem Glanz, mit seiner Größe.

Und der Dritte stützte den Kopf in die Hände und schlugte... Wie weiles Staub vom Sturm verweht wird, so war von seinen Augen bei den ersten Klängen der Sonate ein Schiefer gefallen — und die Vergangenheit lag da, stiller, ruhender, mitbewegend. Weil sie so lang verflohen war. Und er nahm sich ihrer an und freilichte sie feste und weiche erlösende Kräfte.

Schon lange waren die letzten Akkorde der Sonate verhallt — und noch saßen die vier geduckt, den Atem anhaltend. Ein Windstoß, heftig und kalt, löschte die Kerzen. Die vier saßen in der Nacht und saßen doch...

Schwestern, für Euch!

Von
Dr. Maria Werth.

(Nachdruck verboten.)

Für euch, Schwestern im Verzicht, will ich zu den Raitschmigen reden, denen Gegenwärtigkeit und Ueberkommenheit die Meinung vorsteht! Für euch, Schwestern mit den starken lauten Stimmen und den blanken Augen und den schweißigen, überhöhen Mädchenherzen —

Wenn man euch vor den Männern preist und eure Arbeit, eure lästige Kraft in Fabrikhallen und Büros, in hundert Ge-

werden und Handwerken lobt, dann höfnt immer irgendwoher eine Stimme: „Kann sie auch tosen?“ und meint es als Witz. Dann wehrt ihr euch mit rathen, fargeschliffenen Worten, spottet auch und höhnt zurück, was das nicht sehen zu lassen, was keine verständliche — die Sehnüch, der ihr mit eurer festen Wehrfähigkeit den Mund zubaltet. Denn ihr habt kein Haus, in das ihr „gehört“. Ihr steht auf eigenen Füßen für eure Wandererschaft nach ungeliebten Werken und lehrerernem Gut der Seele. Wandlung in Wirklichkeit und Gesellschaft zwingt euch zum Suchen nach diesen anderen Werken — und ihr lachet tapfer und macht die Notwendigkeit zu eurem Willen.

Ihr dürft nicht mitreden, wenn Mütter von Kindern sprechen. Sie meinen, daß ihr wie Blinde von der Farbe redet. Eure Tüchtigkeit heißt ihnen ein Surrogat und sie glauben ihr nicht, weil sie ihre Quellen nicht rauchen hören.

Schwefeln, für euch will ich zu den Gedanklosen reden — von eurem Schmerz, der heilig wie Mutter Schmerzen ist, von eurer Sehnüch, die süß und fremd unter den gelegenen geht und mit weiten Traumaugen nach innen schaut und dort lüch, was Wirklichkeit verjagt.

Ich sehe euch aber graue Strahlen gehen, ihr langen Jäger der Wertigkeiten, ich sehe euch jeden Morgen und jeden Abend und gebe zwischen euch, stille Heerführer der Notwendigkeit. Ihr geht lachend und glaubend, den schönen und heitern Dingen eures Weges entgegen — aber auch mit kalten der unangenehm, seid schwermütig und leicht, unig, bald oder später. Aber einmal auf eurem Wege ihr euch alle ähnlich — alle. Wenn ein Kind an euch vorbeigeht oder ein Säugling in seinem Wagen vorbeifährt, dann lächelt ihr alle und nicht ihm zu und ein Strahlen geht über euer Antlitz, ein weicher Zug von Wärme blüht um euren Mund auf. Das Kind ist eine Wirklichkeit und ahndet dem Uneingeländlichen in eurer Seele und ihren leisen Tönen.

Schwefeln, für euch! Ich rede zu den fremden Menschen von Altersgeheimnissen; ich rufe nach den Herzen, die mit euch glauben, und dem Mund, der mit euch schweigen kann. Daß sie nicht mehr mit plumpen Worten an eurer Munde tasten, die ihr so klug mit Tatigkeit verbannt, und daß sie nicht auf eure Schultern, tapfere Arbeiterinnen der Zeit, die Schuld an unerfüllter Frauentugend legen, die nicht eure ist.

Für euch, Schwefeln, hebe ich bittende Hände, damit hinter eurer raschen, herben Raufheit das selbe Lieb glücklich klingen darf — Ihr Taperen mit dem Selbstverständlichen Pflichten, ihr Wühlerinnen der Arbeitsfähigkeit, ihr Wählenden im Verzicht.

Schwefeln, für euch!

Erleuchtung.

Von
Eberhard v. Weittenhiller-Junior.

(Nachdruck verboten.)

„Sehr geehrter Herr!“ schrieb der Vater mit schwerer Hand.

„Zwei und drei ist...“ freilichte sein Bub neben ihm auf die Schiefertafel.

„Genau hin ich angeht.“ sagte der Vater fort.

„Zwei und drei ist...“ kritzelte der Bub. Dann zwippte er seinen Vater inacht auf Kopfspiel.

Der Vater zuckte ungeduldig mit den Schultern und schrieb weiter: „Ihr letzter Brief hat mich sehr erheit.“

„Zwei und drei ist...“ — Zwei und drei ist...? — Wieder zwippte der Bub den Vater beim Kopf.

„Aber wie gesagt — Frau Kalb fühlte das nicht. Ueber-

gens war sie zwar eine kreisbraune Frau, doch oft ein wenig drahtig in ihrer olivgrünen Art. So kam es denn, daß ihr Gefühlswandel mit einem weniger damenhaften, als deren Ausich begann. Dann aber in gänzlich Verleumdung der vorliegenden maledischen Werte mit der entscheidenden unartigen Kritik schloß:

„Se' ne Schweineerei!“

Und warum das?

Der mit Notizen geschmückte Tisch zeigte hinsichtlich seiner wirtschaftlichen Qualitäten auch heute noch eine zur Leppigkeit neigende Struktur. Der Grundton seiner maledisch bededeten Oberfläche war noch immer auf Würst, Schinken, Sardinen und ähnliche Schimmerereien gestimmt. Nur die Mäncen hatten sich verschoben. Speisereste, Zigarettenschmuckel und verweilte Blumen, halogefüllte Zeltgläser und verschütteter Wein, ein Batisttaschentuch neben zerdrückten Servietten — na, der Purgang dieser Zustände wäre Frau Kalb schließlich verständlich gewesen. Aber... aber... über das Trum und Dran zerbrach sie sich doch ein wenig den Kopf.

Da hing aber der Stuhlbein ein eleganter weißlicher Hof. In einer Sofaecke drückten zu lauernd Nummerierten Jadedt und Welle die Unordnung ihres Pherrn. In der anderen schmückte ein zartes, jedes Knäuel, das sich beim Aufheben als Tamenblute erweies.

Am sonderbarsten war aber das Bild auf dem Teppich neben dem Tisch. Ein anzückernder Junon aus grauer Moireeide lag da in sich zur Kofette geknaut. Tarinnen idämmerte es von zarten düstigen Spigen wie der Blüte Weiß, Und Wies, das Stubenkindchen, lag wohl, behaglich zusammengerollt, mitten drin, als der samtene Meer. Indignierter über die Störung ihrer Raftreise, blinzelte sie der Kalbin ins Gesicht.

„Ammerneier...“ Die Kalbin wußte nicht, was sie Weistreicheres zu dieser Beschreibung zu sagen habe. Dann

Der Schreibende warf ihm einen müden Blick zu und versetzte sich auf neue in seinen Brief: „Ihre Unbringlichkeit kann ich nicht länger dulden!“

„Zwei und drei ist...?“ Des Bubens Puppen wurde immer energischer. Der Vater machte einen Zinkenlecks. Nun ward es ihm aber zu dumm und er schrieb den Bubem an: „Himmelsberg! Was willst du denn eigentlich?“

Ganz veräppelt erwiderte der Bub: „Ich hab nur was fragen wollen. Willst du aber gerade einen Brief schreiben?“

Auf das zerküßte der Vater den Brief und warf ihn dem Bubem an den Kopf. Aber damit war sein Zorn gegen die Welt und auch gegen den sehr gezeigten Herrn veräußt. Nur mehr wie ein leises Grollen lag es in seiner Stimme, als er sagte: „Daß du mich nun beim Schreiben nicht mehr störst! Ich hab dies schon zwei- und dreimal, — ja, sechsmal gesagt!“

Da hüßte ein Blitz der Erleuchtung über die Jüge des Bubens: Nun hätte er! — Und stolz schrieb er auf seine Tafel: „Zwei und drei ist sechs.“

Dichterbild.

Von
Egid Zitel.

(Nachdruck verboten.)

Eines Dichters Liebe: warum ist sie wohl zu allen Zeiten für Frauen von veredelter Herzenskultur ein seltenes und wertvolles Gut gewesen? Weil sie die große Lebens- und Liebessehnsucht in ihm wickern, weil sie wissen, daß er die Gaben des Herzens, von jenem ersten flüchtigen Handdruck, der so tief befechtigen kann, bis zur letzten glühenden Hingabe, weit höher bekennt und mit größerer Dankbarkeit empfängt als irgend eine Alltagsnatur. Weil es in seinem Wesen liegt, jedes Weib über sich hinauszuheben, jene Natur ins Weite und Große zu steigern, Gutes und Böses in ihm zum Weltbild zu erweitern, weil er ja auch das Bebet von heute und gestern aus grohen, weiten Perspektiven sehen und demgemäß gestalten muß, will er den Namen eines Dichters überhaupt verdienen.

Ihm ward die feig-unselige Gabe, Empfindung und Gefühl tief zu halten, bis sie klar und deutlich durch das Wort verlorpert sind; und es kann gefehlen, daß eines seiner Werte das Bild der Geliebten dem Strom der Vergänglichkeit entzöht und in jene Höhen hebt, wo die ungerührbaren Kulturbereiche stehen. Das ist dem Dichter durch seine Einfühlungsvermögen gegeben, das sich in die weibliche Seele zu verlegen vermag und den besten Teil seiner Begabung ausmacht.

Aber in dieser menschlichen Wandlungsfähigkeit des Gefühls liegt zugleich auch seine tiefste Tragik. Das iperheftete Bekehrtheit und säuerliche Alljungfermoral dem Dichter immer wieder zum Vorwurf machen: daß er nicht Treu hält, das empfindet er, der ewig Kubellose, selbst an schmerzlichen Tönnen; immer spaltet er sich tief in einen betrügendsten und einen genehigsten Teil in Subjekt und Objekt, und es ist sein Freud, daß er fast jenes inneren Wehens auch dort be-achten und regulieren muß, wo andere hemmungslos geniehen den allmächtigen Willen der Natur erfüllen. Und wenn das gefehlet ist, was die romantische Sehnüch mancher Frauen erträumt, wenn ihre Gestalt sich in einem fertigen Meer des Schaffens aufs neue verlorpert hat: dann strebt er, der sich niemals dem Beben ergeben kann, schon wieder rathlos weiter, auf neuen Wegen neuen Erlebnisformen entgegen; das ist nicht Friedlosigkeit, sondern das Gesetz seiner Natur. „Wir

aber ging ihr allmählich in der Erinnerung an eigene, ähnliche — wenn auch viel barchtere — Erlebnis-

in wohlwollendes Verständnis auf. Frau keinen Nieder-

schlag in den nachdrücklichen Worten:

„Ja, die Brautens...!“

Langes Nachdenken und jünlliche Erwägungen aber waren nicht der Kalbin Art. Mit rauhen, tat-

kräftigen Händen griff sie in das Stilleben hinein. Naute zunächst Wies von ihrem unermüdlich eroberien Thron.

Verwandelte dann kurzts Wolgsimmer aus einem nächtlichen Separee wieder in ein gefittetes möbliertes Zimmer.

Als Kurt einige Zeit danach aus dem Schlafzimmer erlachen, war wieder alles schönstens im Lot. Der abendliche Schlemmerlich hatte sich in einen appetitlichen Fröh-

lichkeit verandelt. Die Kaffeemaschine brodelte leis. In dem großer Kachelofen knisterte und prasselte behaglich der Brand.

Na — das war schön. Aber Kurt hielt es doch für geratener, die Stimmung der Alten zu erzörzieren, bevor er nachher zu der unvermeidlichen Präsentation seines W-

suches schritt. Er schlürfte sofort auf Pantoffeln, im Schlafanzug noch, aber gewaschen und gekämmt, in die Küche hinaus.

Die Kalbin wußte ab. Hob kaum ihre Lippen, alles Gesicht.

„Morgen, Frau Kalb.“

„Morgen.“

„War heut wohl viel zu tun? Wie das so ist, die Wiederlebensfreude macht ein bißchen wild.“

„Nm...“

Na, das war faul. Kurt hatte ein zartes Fell. Er fand, die Stimmung der Frau Kalb sei stark getrübt. Aber nun man nicht schlapp. Er tat sehr von oben herab.

„Dann also nicht. Ich wollte Ihnen was erzählen, aber Sie haben wohl keine Zeit. Ich möchte in einer halben Stunde kofte haben. Hören Sie, Frau Kalb? Ich erzähle Ihnen irgend etwas nicht paßt, ich ziehe gern aus.“

Das half gleich. „Was erzählen“ vorneigt. Denn die hinterbücker Frau Kalb hatte zwar sonst nicht viel

Gefährlich mit Verstand hundert Bändern...

Roman von
Fred Hellas.

(Copyright 1921 by „Der Neue Zeitungs-Roman“, Leipzig.)

13. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

So sah man und trant. Viel schöner und intimer war dieses Zusammensein hier als neulich der Abend bei Ertrabach in Berlin.

Kurt schürzte sich wohl in sein Glück, wie ein Kater, der grenzenlos liebt. Er fand doch, er habe recht guten Geschmack. Denn das stand fest: Die Frau war famos. Selbst die profane Art des Essens schien bei ihrer Art den Reiz der Kultur und des weiblichen Charmes zu gewinnen. Anmutig glitten die schlanken weißen Hände über die Dinge des Tisches. Mit einer kleinen süßen Bosheit schob sie sich das Kelchglas zwischen den rolligen Mund. Und als tränken sie Küsse, so logen die Lippen an dem verlernten Raß.

„Nm...“ nun lachte er doch. Daß er an Gellert bei sich empfand er nicht schon fast als Poet? Heut rauchste das Mut. Neut und der Geist die schmückende Kraft.

Die Arme streckte er aus. Legte sich wohlig zurück.

„Nun. komm! Willst Du satt? Die Zigarette rauchst Du bei mir. Ich bin eifersüchtig auf dein Glas. Auf die Küsse, die es Dir gibt. Komm, Du... ich durste und darbe so sehr.“

„Du Schlimmer — jorjort.“ Und mit einem elastischen Rind war sie auf. Welche Arme legten sich um seinen Hals. Süße Frauenlippen auf den Mund.

In seligen Spiel vergaßen sie ringsum die Welt. — Frau Kalb bot sich am Frühmorgen des nächsten Tages — als sie gewohnheitsgemäß das Wolgsimmer ihres Nieters zum Aufräumen betrat — ein merkwürdiges Bild.

Aber Frau Kalb besaß keinen einmündigen Maßstab für Kunst. Weder in ihrer jungfräulichen Vergangenheit hinter Lackelmen in Dipprensen noch als Hausfrau oder Witwe des verstorbenen heiligsten Raß in Königsberg hatte die würdige Dame Zeit gefunden, maledischen Kunst-

erhalten, wo wir uns gewöhnen", sagt Hofmannsthal von Schiller's feiner Art. Es kann nicht anders sein. Denn was der Dichter an der Frau oder dem Mädchen seines Herzens liebt, ist niemals ihr eigentliches Wesen, sondern ein Idealbild, ein Gefühl, den er sich nach seinem eigenen tiefsten Bedürfnis von ihr macht. Und darum haben die meisten Verheirateten das vorübergehende Glück der Liebe durch ein festes Band dauernd zu festeln, mit bitteren Enttäuschungen verbunden. August Strindberg's unglückliches Eheleben ist bekannt; Goethes Verbindung mit der lebenswichtigen, berzenguten Christiane Vulpius war sicherlich nicht das Ideal einer Ehe. So ta hat eine Geliebte neben seiner Gattin, ein Pöplerer bogte es nicht, seine "ewige Braut" Katharina Fröhlich zur Frau zu machen. Und der beste Rat für Frauen ist das Glück oder Unglück haben, in das Herz eines Dichters zu treten, ist dieser: liebt ihn, wenn er es vermag, aber — betrachte ihn nicht, auch wenn er es noch so heiß von euch verlangt. Mag er euch die besten und schönsten Illusionen eures Lebens geben: eine lebenslange Gemeinschaft auf Millionen aufzubauen, ist Torheit.

Filmstoff.

Von
Liesbet Dill.

(Nachdruck verboten.)

Als ich vor fünf Jahren in Berlin in einem literarischen Kreis einen unserer ersten Dramatiker fragte, ob er mit einem guten Filmverlag nehmen könne, antwortete er: „Nein, denn es giebt keinen.“

Er hatte Erfahrungen gemacht, die ihn mit diesem veränderten Urteil abschließen ließen, und er gehört selbst zu den Filmkennern. Bekanntlich liebt es jeder, seine Erfahrungen selber zu machen, und ich ließ mich nicht abschrecken, sondern sandte auf Verlangen den Filmverleger meine vier beizugewonnenen Manuskripte und Bücher ein. Von allen ichgebundenen Büchern habe ich nicht eines wiedergelesen, und die Manuskripte sind mir nach vielen Wochen erst genau so gefaltet, wie ich sie eingelandet, zurückgeschickt worden. In welcher Hausüblichkeit die Bücher gemeldet sein mögen, ob sie „verloren“ gingen, ich weiß es nicht, ich habe jedenfalls für ein paar hundert Mark Bücher eingekauft. Daraufhin machte ich es wie der Berliner Dramatiker, ich zog mich vom Film zurück.

Ich bin eine lebensschaffende Filmfreundin und bewaue seit viele Jahre das Kino, selbst wenn ich gegeben werden, die nicht meinem Geschmack entsprechen. Der Film vermittelt mir die Welt, das Leben draußen, die Landschaft, die mir bekannt oder noch fremd ist, ich sehe das Gesicht, das Meer, ich reise gern, auch im Film. Und oft gehe ich einfach hin, um mich auszurufen, um Gestalten meiner Bekannten. Sie gehen ans Kino? Ich habe in meinem Leben noch keine betreten! Ich finde es furchtbarlich. Diese Detektivgeschichten, diese Stoffe, verlogenen und sentimental, diese ewigen Grafen, Dürnen und Hapden ...

Der miserable Stoff der Studie, der feinste unmögliche Text, der zwischen den Bildern erscheint, der ist es, der das gebildete Publikum davon abhält, das Kino zu besuchen. Und hier könnte die Filmfabrikation wirksam einsehen, zu befehlen, was aus vermindert ist.

Weshalb nehmen die Filmfabrikanten zur Darstellung ihrer Studie nicht die Werke guter Autoren? Dann haben sie, was man verlangt, und um die Texte braucht sich der Regisseur oder Dramatiker nicht erst zu bemühen, die findet er beim Durchlesen des Buches. Er muß sich die wirksamsten Stellen ausscheiden; bessere Texte, als sie uns der Dichter giebt, kann selbst der gewichtigste Regisseur nicht erfinden, bei all seinen technischen Talenten. Ein Regisseur ist kein Dichter, und umgekehrt sollte ein Dichter niemals ein Kinoist selbständig, ohne Maßstäbe des technischen Helfers, verfassen.

Ich sah kürzlich einen Film, „Die vier Teufel“, der mich aufmerken ließ, da endlich darin einmal ein bessere literarischer Text erschien, nicht „als der Stenogramm“, Gedankenreihe, oder „Robert suchte die Liebe zu Ethel manhaft zu bekämpfen“, Gedankenreihe, oder das ewige „Und es kam, wie es kommen mußte ...“ Hier waren einfach ganze Sätze aus der Novelle herausgeschnitten und als Text ver-

wandt. Man hatte zum ersten Mal das Gefühl, in guter Gesellschaft zu sein.

Als ich im vorigen Jahr mit einem Filmverlag wegen eines Filmmanuskripts verhandelte, fragte mich der Direktor: „Wieviele Worte kommen in Ihrem Schauspiel vor?“ Ich sagte: „Zwei.“ „Das ist zu wenig“, sagte er, „das Publikum verlangt mindestens vier.“ Ich sagte, man rief sich doch. Das Publikum, das heute die Kinos füllt, ist allmählich bläsiert geworden, es hat einen verfeinerten Geschmack bekommen, man mag nur die Urteile hören, die auf den Treppen des Abends fallen. Das Publikum verlangt innere Zusammenhänge, Psychologie, Begebenheit, bei denen es mitfühlen kann. Die Aufgabe eines guten Filmstoffs ist diese, wie sie Maupassant an den Roman stellt: „Trotze mich, amüsiere mich, unterhalte mich, erwecke mich, laß mich träumen, laß mich lächeln, laß mich zittern, laß mich weinen, laß mich denken!“ Wenn das der Film erfüllt, so ist er gut.

Jeder Kinobesucher vom vierzehnten Jahre an glaubt heute, ein Filmstoffs schreiben zu können; es ist ja leicht, eine Reihe von Bildern, in diesen Text zusammengegliedert, das kann doch jeder ... Vielleicht fände man unter den Filmstoffs, die woggenweise einzeln werden, bei gründlicher Untersuchung hin und wieder einen brauchbaren Stoff, aber das Meiste, was eingeht, ist thematische Dilettantenarbeit, die kaum das Porto lohnt.

Ich sah kürzlich einen großen Film, von ersten Berliner Schauspielern gestellt, einen neuen Film mit großen Umbauten, in denen über Millionen hineingekostet waren, großartige Bilder, gute Darstellungen, aber mit einem unendlich nachlässig gearbeiteten, haben, feinen Text, einem Stoff, grau und trübe, banal und von trostener Papierener Technik, nicht einmal ein interessanter Vorgang war darin. Ich erwähne das als Beispiel, wie fahrlässig die großen Filmgesellschaften oft ihre Filmstoffe herbeibringen lassen, die alten Filmgesellschaften aufgeräumt, die veralteten Requisiten herorgeholt, das sentimentale Klischee voller Posen darzustellen. Die Stenotypistin blond, schön und tugendhaft, der brutale Verführer: Kommerzienratsohn, der antihäufige Prototyp, der die Stenotypistin schließlich heimführt und lungentant werden muß, damit der Kommerzienratsohn endlich zu seinem Recht kommt. Es löte sich schließlich in Wohlgefallen und Harmonie auf, der gereinigte Gatte verzicht und ein blondes Kinokind wird zwischen den Eltern auf den Stuhl gestellt und präsentiert: Um jüngerer Kindes willen ... Ein Film, der weder einen Menschen lachen, noch erziehen, noch rühren, noch weinen machen kann. Und doch werden Vermögen dran gegeben, um solche Filme anzufertigen. Das Filmmanuskript? Aber hat er bearbeitet, nur erfinden? Bleich ist ein Schauspiel, der sich seiner Rolle ein Stück erkand, vielleicht ein Regisseur, der für Frauen ein Film schreiben sollte ... Ein Dichter, der für seinen Roman alle Bibliothekarien durchstöbert hat, große Reisen gemacht, Landchaftsstudien gemessenhaft aufgenommen, gesellschaftliche Verhältnisse studiert, um sie wiedergeben, in der Welt erst jahrelang mitlebte, die er schildert, hat seinem Schauspiel doch eine andere Vorbereitung geleistet als irgend einer, der sich am Montag hinsetzt, angezogen von dem leuchtenden Film; so nur will ich mal zu der Bedingungsfrage des Sultans noch einen vierten Teil schreiben.

Wieviel Jahre arbeitet der Dichter, um seinen Stoff zu durchdringen, um oft wird die leichteste Konversation, dem und durchgearbeitet und jahrelang läßt er den Roman oft ruhen, weil der Stoff noch nicht gereift ist. Dasojährigen Abgang ist auch nach ein Jahr, ein Roman, den man in vier Wochen hinschreibt, aber mehrere Jahre hat man ihn vorher mit sich getragen und daran im Geiste gearbeitet? Man will doch heute nicht nur irgend eine Geschichte von irgend welcher Leute erzählen, sondern man will eine Gesellschaftsklasse wiedergeben, ein Band darstellen mit seinen Eigenheiten, der Schönheit, ihren Reizen, man will beweisen, wie der Einfluss der Gegen, des Sittens, des Gewohnheiten und Eigenheiten der Menschen beeinflusst, und in den plastischen Schilderungen, bei denen der Leser dann ganze Bänder mit ihren Menschen vor sich aufstellen sieht, empfängt er doch die Wiedergabe des modernen Lebens oder eines Vanes, das er noch nicht kennt. Dazu gehören aber Studien, Aufgehen in dem Stoff, dazu gehört vor allem die Macht, den dargestellten Menschen Leben einzuhauchen, daß sie wie lebende Menschen wirken und nicht wie Papierpuppen, die man aus irgend einer Schreibtischblase gepulvert geht. Es ist eine mühsame Arbeit, die sich der Dilettant garnicht vorstellen vermag, wenn er

nur, wenn man recht optimistisch ist — etwa annähernd zu seinem wirtschaftlichen Budget.

Aber wie war die Berechnung bald um.
„Ach, zu meiner Mutter komme ich schon noch zur Zeit. Da geht ich Sonntags mal hin.“
„Aber Kind — es ist doch Deine Pflicht!“
„Ach wo. So elzig ist das bei uns nicht. Und dann — meine Mutter ist doch wochenlang gar nicht zu Haus.“
„S...“

„Sie hat ihren Beruf. Du ... Na — was ist egal. Auf jeden Fall bleibe ich bei Dir. Bist Du froh?“
„Aber ja, Ehe — sehr.“ Er machte sogar ein zu tiefer Verwunderung passendes Gesicht. Innerlich coer dachte er doch:
Er verflucht ...

So also war es ... Das Wort „Abreise“ war wenigstens vorläufig nicht da.
Und Kurt sagte sich daran mit sehr viel Geheiß. Er fand diesen Zustand nicht und mehr schön.

Die Sinne waren immer mehr — stets wach. Und wurde der Körper einmal schlief, kullte süße Behaglichkeit ein.

Tann fand er in dem „Dahin“ einen eigenen unmerklichen Reiz. In seiner kleinen Wohnung war jetzt so viel Wärme und Glück. Überall zeigte sich die fordernde, geschmackvolle weibliche Hand.

Er wurde verwöhnt. Beim Kaffeetisch hing es an. Das Bedienen wurde ihm belegt. Die Kaffeekasse gefüllt. Zeitung und Zigaretten waren zur Hand.

Seine Arbeit genößte Respekt. Das er über einem Manuskript, verhielt sich ihm still. Tann gab vom Sofa her nur die Stirnadel über der Seite einen feinen jüngernden Laut. Oder wenn sie las, klappten die Seiten ab und an leis.

Die Hauptache aber war das: Eise lachte jetzt selbst. Sie kaufte ein. Stand eifrig am Herd. Und entwickelte ein glänzendes Gesicht. allerlei kleine raffinierte Schel-

auf dem Sofa liegend den scheinbar leicht geschriebenen flüchtigen Roman durchblätterte! Man will im Kino sehen, nicht denken. Weshalb nicht denken? Es wird uns ja so besessen gemacht, wir denken ja in Bildern zu ergehen, so leicht, wie nie ... das Schauspiel kann deshalb doch wirksam, dramatisch bewegt und bunt sein und doch einen Gehalt besitzen.

Das Manuskript ist das Fundament des Filmstoffs, und es ist das billigste am ganzen Film, es kostet oft nicht den zehnten Teil eines einzigen Filmaufführungstages, also einer Tagesatmosphäre, und macht es der Regisseur selber, so kostet es überhaupt nichts. Aber es ist auch dann meist danach. Dichter und Regisseur sind zwei verschiedene Mächte. Arbeit sie zusammen, dann kann etwas Großes dabei herauskommen, und dann können Filmspiele entstehen, die auch das gebildete Publikum, das sich, wie man sich täglich in den überfüllten Kinos überzeugen kann, fast ganz dem Film fernhält, in das Kino zieht.

Literatur.

Erwin Weiß. Das Haus der Trümer. Verlag Eduard Straube, Wien, Prag, Leipzig.

Archieff Gregor. E. S. N. Roman. Verlag Eduard Straube, Wien, Prag, Leipzig.

Das Gesichtsmund und seine Weltmission. Von Prof. Dr. Freiherr von Bissing (Wissenschaft und Bildung, Band 169). Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig, 1921.

Die neueste Buch der Sammlung Wissenschaft und Bildung bietet weit mehr als sein Titel für den Laien ahnen läßt. Es ist nicht weniger als eine umfassende Geschichte staatlicher und geistiger Kultur von 2. Jahrtausend vor Christi bis zur Zerstörung des Römischen Reiches durch die Germanen. So genant, alles durchdringend und die Kraft jenes geistlichen Geistes, daß er nach dem Zusammenbruch seiner Geburtsstätte, der griechischen Stadtstaaten, nach dem Zusammenbruch des monarchischen Weltreiches doch bis zum Ende der antiken Welt seine Bedeutung für die Menschheit im Kampfe mit den neuen orientalischen und den jüngeren germanischen Völkern behielt. Ja wir erleben das einzigartige Schauspiel, wie eigentlich jetzt erst die griechische Kultur eine kraftig nationale Grundlage erhält, indem sie das Römertum durchdringt und Rom als hellenistischer Staat sich zum Herrn der Welt macht. Unbekannte Tatsachen erscheinen uns so in ganz neuen Zusammenhängen. Auch die Entstehung und die Entwicklung des Christentums werden erst jetzt verständlich. Vor allem aber für die politische Erkenntnis ist die griechische Geschichte der bedeutungsvoll. Denn es zeigt uns, wie geistlich Weltgeltung erst durch wirkliche Macht sich zur Weltkultur durchsetzen kann.

Der Politische Anhang in der Geschichte und die Mit. Ich bin der Anhang. Mai bis Juni 1921. Das Werkbuch des Reiches. Reichsministerium für Reichsangelegenheiten und Reichsamt des Reichsministeriums für Reichsangelegenheiten. Mit 32 Abbildungen. Hermann Paetel Verlag G. m. b. H. Berlin-Wilmersdorf.

Eugen d'Albert, Sieben Lieder op. 31. (2 Hefte). Breitkopf u. Härtel. Leipzig und Berlin. Diese Gesänge auf Gedichte von Carl Seelig lassen den erfahrenen Praktiker erkennen, wie viel janzlich ungemein dankbar. Ein oder Nummer von echter Empfindung ist der festerische „Choral“ (1), die „Passe trielle“ (2) ein in zarten Farben gehaltenes Stimmungsbild, dem die Benutzungs der übermäßigem Dreiklangs eigenen Reiz verleiht. Im „Reis der Welt“ (3) wird am Schluß der Opernkomposition durch. Sein impressionistisches in „Der Gedanke an die Nacht“ das Fünftern der Sterne gemalt. Im zweiten Heft ist die ammutige Berceuse „Schlafe du!“ mit ihrer innigen Melodie und den leise wogenden Begleitakkorden, in die der Nachthimmel freundlich hineinglänzt, das schönste Stück. Auch das arliche „Ich liebe dich“ wird unmittelbar ansprechen. Das „Schlafstück“, „Gesang des Mutes“ ist vorzugsweise auf äußere Wirkung gestellt. In Melodie und Harmonik ist d'Albert von Musikentwicklung der jüngsten Zeit nicht unberührt geblieben. Gelegentlich macht er auch einer Ausflug ins Romane. Die scharfen Grenzen zwischen Romantik und Dissonanz im traditionellen Sinne sind vermehrt, woraus sich größere Bewegungsfreiheit und Bereicherung der Ausdrucksmittel ergibt.

Dr. H. Kleemann.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63,
Fernruf 4520 u. 1638.

mit der Eva gemein. Die Reugier aber jedenfalls. Und dann: „Aha ...“ Um Gotteswillen, Frau Kals war konversation.

„A nee. Herr Oberleutnant ... Immer gleich so wovoneg. Ist ja wieder allens ins Tot. Und sonst ... Mich is es ja partie egal. Aber ich dachte man, zu meine Zeit waren die Braute mehr — gewissermaßen mehr reitend ...“

Da lachte Kurt auf. „Aber, die Zeiten sind schlecht. Die Welt ist verberbt. Nur wir ändern das nicht.“ Er blickte Frau Kals jovial auf den Arm: „Lebrigens, die Name hat ne Kleintig für Sie mit. Aus Berlin. Sie past nachher aus.“

Nun war Frau Kals mit allem veröhnt.

Eise, die süße Langschläferin, erschien am Frühstücks- tisch im flauschigen Regale. Die langen blonden Haare waren lose in Knoten geflecht. Sie machte ein beschämtes und schelmisches Gesicht.

„Du ... Wöher! ... Wo hast Du gestern meine Sachen gelassen?“

Und als sie diese in unordentlichem Wirrwarr auf einen Stuhl gehäuft fand, sorgte sie gleich: „Aha, Ungnade. Deiner Frau Kals. Du, Kurt ... Ich schäme mich sehr. Bleibt Du ... Die schmeißt mich wovonmöglich heim!“

„Das weiß ich nun nicht. Dein Kaffeegeschir stimmt sie gewiß müd.“

„Aber ich habe doch keins. Und warum?“

Kurt sagte ihr den Grund. Auch, daß Kaffeefreier Frau Kals Schwärmerei. Ich gebe Dir nachher Geld, dann laufft Du ihr ein in der Stadt.“

Und nun: wie teilte man sich den Tag befeins ein? Kurt hatte eigentlich gedacht, Eise habe dringende Sehnsucht nach der Mutter in Bonarich. Dieses Bonarich lag als Vorstadt — mit der Straßenbahn erreichbar — nicht weit.

Tagüber Hauswörterlein in Bonarich — abends Gelechte bei ihm. So ungefahr stellte er sich die nächste Zukunft wohl vor. So allein würde sie — und auch das

den brachte sie auf den Tisch. Kurt wurde unter solcher Pflege fast die.

Frau Kals war deppelstet. Schon das Kaffeegeschir, das ihr Eise auf Kurts Anraten gefüllt, stimmte sie weid. Und Eise hatte sie dann in ihrer wohlberechneten reizenden Art bald ganz.

Ein trauriges Fräuleinchen“, jagte Frau Kals. Und bald übergab sie Position um Position an den Berliner Besuch.

Draußen wehte jetzt tagaus tagein eifriger Wind. Zwar — das neue Jahr hielt mit dem Wetter nicht, was es zu Anfang versprach. Die Energie hielt nicht durch. Eis und Schnee waren dahin. Aber man froh doch. Traufen pulstete der Sturm, und in den Häusern drinnen waren die Zimmer nur spärlich geheizt.

Da war Frau Kals denn ein waches Juwel. Sie verdrückte Köhlen hinter Kerben. Wie, wie sie kein Mensch — aber das war ja auch gleich. Kurts Wohnzimmer jedenfalls blieb warm.

Wenn Frau Kals dann in der Dämmerstunde noch einmal den Ofen verjogt hatte, die Köhlen und Kesse in den Ofen praxellten und kratzten, kam für Eise und Kurt die seltsame Zeit. Tann liegte sie sich mit der Leinwand zu dem wärmenden Strahlenchein des Feuers. Rauchten und lachen in die Stut.

Tann war das Glück ein stiller, segener Gost. Die Leidenschaft schloß. Frieden und Behaglichkeit stridten das Blut.

Keiner von beiden sprach ein Wort. In die Dämpfe des Tees, in die Schwaden des Rauchs spannen sie Träume wunschlos, friedlichen Glückes.

Dem Abendrotlich gab Eise Geschichte hausrunder Hand einen neuen eigenen Reiz. Sie kaufte nicht viel. Aber doch war stets etwas da, was den Gaumen erfreut.

Und bei der Zigarette nachher wurde den Säunen die Mecht ...

(Fortsetzung folgt.)